

II. Jahrgang.  
No. 35

5. Kriegsnummer<sup>\*)</sup>

27. August 1914.  
Einzelpreis 10 Pfg.

# Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Lüttich — Brüssel — Mek — Hurra !



<sup>\*)</sup> Die anderen Nummern können nachbestellt werden.

Umfang: 16 Seiten.



## Unsere Truppen im Felde.



Infanterie in der Offensive.



Einmarsch in ein Dorf.

Phot. Reichsdruck-Verlag, Berlin.





Verlag der Neuen Photograph. Gesellschaft H. W. Berlin-Steigitz.

Anton Hoffmann  
München

Von Walter Hoffmann, München

Anfahrende Artillerie.



Infanterie in Schützenlinie.



■ ■ ■ Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. ■ ■ ■



Landungsmanöver.

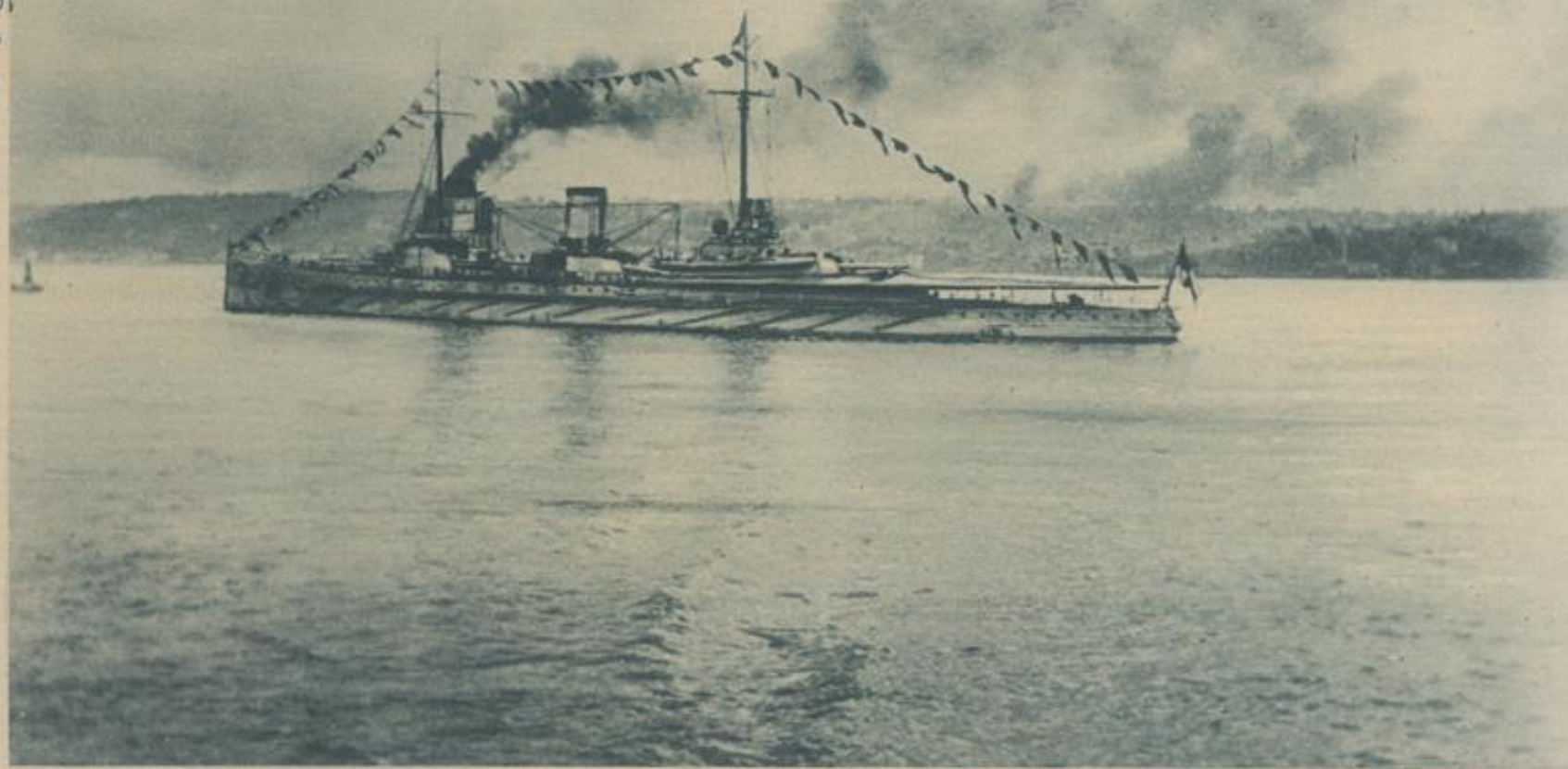
Der englische Karikaturist, der diese Bilder in einer hochangesehenen englischen Zeitschrift veröffentlicht hat, scheint kein besonderer Freund der englischen Flotte zu sein.



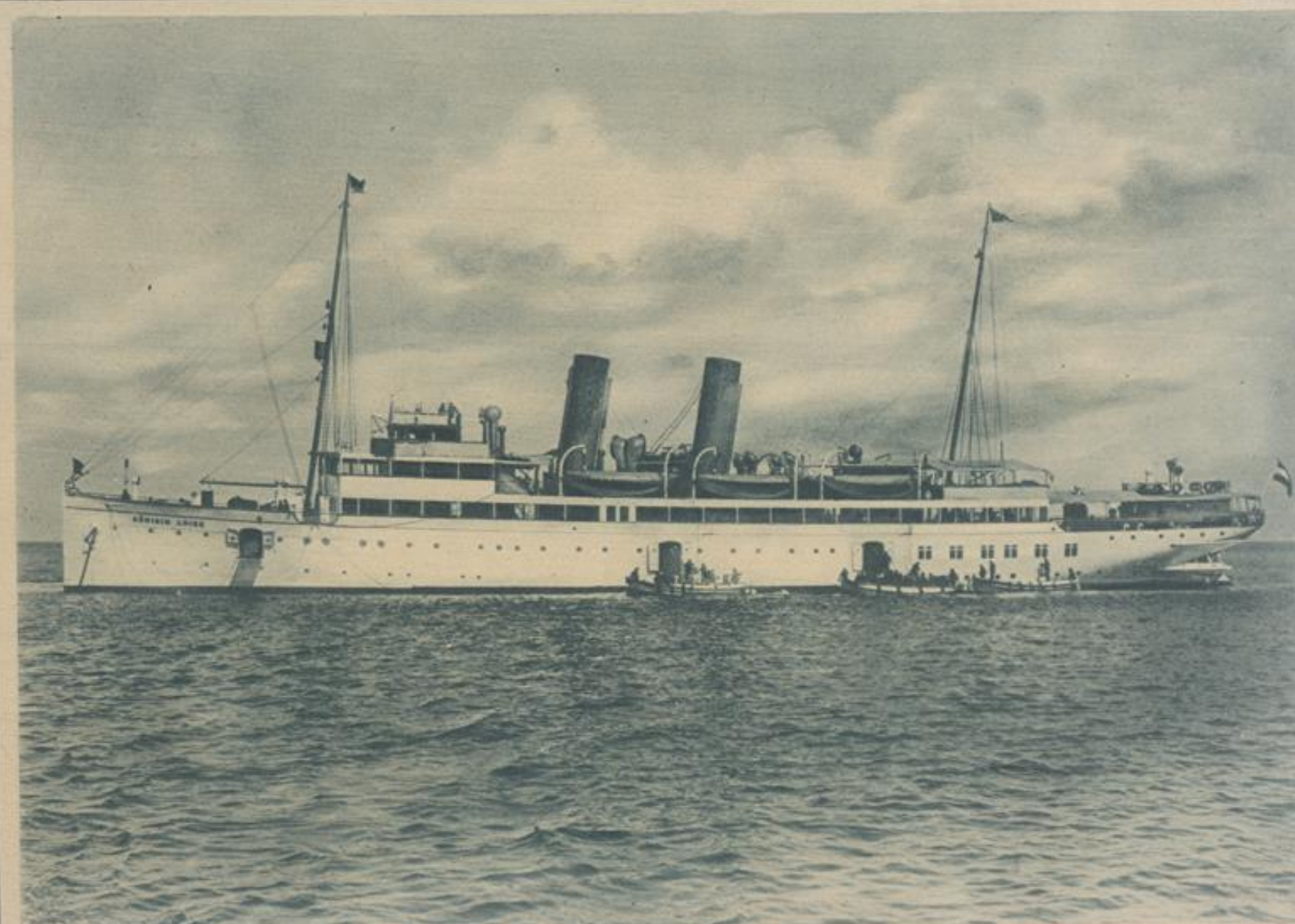
Erfolgreiche Schleppversuche mit einem neuen englischen Landungsgeschütz.



# Unsere blauen Jungens.



Eine der letzten Aufnahmen der „Goeben“ im Bosphorus im Mai 1914.



Der tapfere Bäderdampfer „Königin Luise“, durch deren Minen der englische Kreuzer „Amphion“ zum Sinken gebracht wurde.

Das Schiff, das der Hamburg-Amerika-Linie gehört, wurde nach seinem kühnen Vorgehen von den Engländern zerstört.



# Der Kirchspielvogt von Schluchtingen

Roman von K. von der Eider

Erstes Kapitel.

„Alasohm, die Stadtleute kommen an,“ rief die Kirchspielführerin ihrem Manne zu.

„Laß die man kommen. Wegen die vergaloppier ich mir nicht.“

Er hatte es sich in der Sofaecke bequem gemacht, die Pantoffeln von den Füßen gestoßen und diese auf einen Stuhl plaziert. So lag er in schiefer Stellung, rauchte die lange Pfeife und las das Großheider Wochenblatt.

Was kümmerten ihn die Stadtleute! Seine Frau mochte sehen, wie sie mit ihnen fertig wurde. Das sah doch nur nach viel aus und sollte nichts kosten. Für heute war eine größere Gesellschaft aus Großheide angemeldet. Die Frau Doktor Michelsen hatte für dreißig Personen Dickmilch mit geriebenem Schwarzbrot bestellt.

Wochten sie sich die „Kränke“ daran essen, der Kirchspielführer von Schluchtingen rülpste und rührte sich deshalb nicht.

„Batter — der Herr Sekretär!“

„Was?“

Mit einem Rud ließ Alasohm Pfeife und Zeitung und fuhr in die Pantoffeln. Freilich, wenn Sekretär Hellmann dabei war, mußte er auf dem Posten sein. Der Sekretär war einer, vor dem Alasohm an die Mütze tippte. Der galt bei ihm ebenso viel wie einer der Bauern — das heißt ein Marschbauer. Geseftbauern kamen bei ihm überhaupt nicht auf die Rechnung. Dies wollte etwas besagen, denn die Bauern nahmen bei ihm gleich die Stelle hinter dem Herrgott ein.

Jens Hellmann stand vor dem Wirt, noch ehe der hinter dem Tisch hervorgeholt kam. Er war ein hübscher Mann. Ein Mann wie ein junger Eschbaum, schlüßlich und kraftvoll.

„Da sind wir, Kirchspielführer,“ rief er. „Run heraus mit der Dickmilch! Das heißt — hier senkte er seine Stimme — „für mich ein Butterbrot mit Wetzwur und Schinken und ein Glas Bier dazu. Ich vertrage keine Dickmilch. Sie kennen mich ja. Haha!“

„Freilich, freilich, Herr Sekretär.“ Alasohm strahlte über das ganze breite Gesicht. Er ließ selbst, um das Bier zu holen. Für den Herrn Sekretär ging er durchs Feuer.

Drüben im Tanzsaal war gedeckt. Große Bütteln voll Dickmilch wurden aufgetragen, und die Gesellschaft ließ es sich gut schmecken. Die Frau Direktor Lemmel versicherte der Kirchspielführerin, sie habe noch nie so ausgezeichnete Milch gegessen. Die fättige so sehr, daß es ihr rein unmöglich sei, noch das Geringste zu genießen, rein unmöglich.

Die Frau Direktor und die Frau Doktor waren die Anstandsamen. Wenn sie satt waren, mußte das junge Volk es auch sein.

Nach dem Essen wurden die Tische zusammengehoben. Die jungen Leute wollten tanzen.

Jens Hellmann setzte sich ans Klavier und schlug ein paar Walzerstücke an. Im Ru drehten sich die Paare.

„Rein, der Herr Sekretär, wie schön er Klavier spielt!“ sagte Frau Direktor. Die Damen saßen in der Nähe und sprachen absichtlich ein wenig lauter, damit er die Worte hörte.

„Ja, der Herr Sekretär kann wirklich alles.“

Die Damen sprachen über dieses und jenes, über Herrn Johansens Nase und über das unmögliche Einkommen des jungen Postassistenten. Sie vergaßen ganz, daß der Sekretär jedes Wort hörte.

„Sehen Sie mal, Nische Grottkopp, wie die sich wieder herausstaffiert hat! Wie kann man nur ein so krazes Kraz tragen, wenn man rote Backen hat! Und die weichen Spitzen sehen darauf direkt ordinär aus.“

„Ja, wenn es noch gut säße. Das hat sie sicher wieder von der Bütteln im Hause nähen lassen.“

„Das arme Wurm kann einem leid tun.“

„Geld ist auch nicht da. Wenn die Steuereinknehmerin mal stirbt, fällt auch die Witwenpension fort.“

Jens Hellmann zuckte es in den Fingern. Er hämmerte auf die Tasten, immer rascher, immer heftiger. Die Paare wirbelten atemlos durch den Saal. Die altersschwachen Bretter schwankten und bullerten. Durch all den Lärm hindurch hörte er die hohe Stimme der Frau Doktor:

„Da heißt so leicht keiner an.“

Mit einem schrillanten Ton brach er das Spiel ab und sprang von seinem Stuhl auf. Drüben an der Tür lehnte der junge Postassistent, der beständig auf eine Ge-

waren überhaupt diese gepußten Dämchen mit ihrem wohlberechneten Nienenspiel, ihren abgemessenen Bewegungen zuwider. Sein Blick war zu scharf, um nicht die Hohlheit zu durchschauen. Er liebte das Schlichte, Großzügige. Das hatte er bis jetzt in der kleinen Stadt nicht gefunden.

Es gefiel ihm, daß Nische sich stumm an seinen Arm hing. Nur nicht reden, wenn die Sinnenluft einem den Atem benimmt!

„Wollen wir noch einmal tanzen?“ fragte er leise.

Sie nickte.

Wieder schlang er krazvoll seinen Arm um ihre Taille und wirbelte sie herum. Sie war weich und warm. Es war ein süßes Gefühl, sie im Arm zu halten. Nische war überhaupt ein herziges kleines Mädchen. Deshalb wollte er sie vor allen auszeichnen.

Als der Tanz zu Ende war, führte er sie rund um den Saal zu ihrem Plaze. Sie kamen auch an den beiden Anstandsammern vorüber. Die thronten in steifer Haltung, lugten über ihre Brillengläser hinweg und schüttelten unmerklich die Köpfe.

Als Jens Hellmann die Kleine zu ihrem Plaze gebracht hatte, verneigte er sich wie vor einer Fürstin. Um sie herum strahlte man die Köpfe zusammen und tuschelte. Nische wagte nicht aufzusehen.

Die Anstandsamen mahnten zum Ausbruch. Um acht Uhr sollte das Rotorboot nach Großheide an der Aufschleuse sein. Man mußte sich beeilen, denn es würde viel früher dunkel, als man gedacht hatte. Man hatte über dem schönen Wetter ganz vergessen, daß es schon Herbst war.

Es folgte ein wirres Durcheinander. Die jungen Mädchen rieben sich die erhitzten Gesichter und zogen ihre Joden an. Die Herren beluden sich mit Schirmen und Paketen.

Das Rotorboot kam gerade an, als die ersten an der Schleuse waren.

Es war eine schöne Fahrt längs der Au durch die stille hofsteinische Marich. Jens Hellmann stand an der Bordseite. Sein Blick flog über den Koog mit seinen grünen Weiden, den blanken Gräben und den dunkel umschatteten Bauernhöfen. Er holte tief Atem zu einem kühnen Gedanken: Ach, wer hier wohnen und herrschen könnte! Hier war Raum.

Er liebte das freie Land, um so mehr, als er gezwungen war, in Stadtmauern zu haufen. In seinen Adern flog von seinen Vorfahren her ein Tropfen Bauernblut.

Nische Grottkopp sah nicht weit von ihm entfernt. Sie sah ihn stehen. Sie spürte jede Regung seiner Seele, obgleich sie sich wohl hütete, auch nur verstreuen einen Blick auf ihn zu werfen. Sie wagte es kaum, sich über den herrlichen Tanz von vorher zu freuen, aus Angst, man möchte ihr die Kreude aus den Augen glücken sehen. So sah sie noch stiller und bedrückter als sonst.

Am Himmel trieben leichte Rosenwolken. Die Sonne war untergegangen, und die Dämmerung sank wie ein grauer Nebel herab.

Immer finstere wurde die Luft. Vor ihnen tauchte die kleine Stadt auf mit ihren Dächerreihen und dem spizen Kirchturm. Als sie in Großheide landeten, standen schon die Sterne am Himmel, und es war vollständig dunkel.

Die Frau Doktor und die Frau Direktor waren ein wenig in Verlegenheit. Man hatte nicht damit gerechnet, daß es so früh dunkel wurde, sonst hätte man dafür gesorgt, daß die jungen Mädchen abgeholt würden. Sie selbst waren müde. Zudem lagen ihre Wohnungen in der Nähe. So mußte man schon ein Auge zudrücken.



Soldatenkinder werden verpflegt und bewacht.

legenheit wartete, wo er sich nützlich machen konnte. Er wollte ihm.

„Spielen Sie weiter, ich möchte auch mal tanzen. Einen flotten Walzer!“

Hoch aufgerichtet schritt er durch den Saal. Wühende Augen, lachende Gesichter schauten ihm entgegen. Er sah niemand an, schritt direkt auf Nische Grottkopp zu, die wie ein Häuflein Unglück in ihrer Ecke saß und verneigte sich vor ihr.

Nische wurde vor Verlegenheit purpurrot und machte einen verunglückten Anz. Sie war so heftig bewegt von dem unerwarteten Glück, das ihr in den Schoß fiel, daß sie garnicht in Laft kam. Die Musik schwirrte an ihrem Ohr vorüber, ohne daß sie sie erfaßte. Alles um sie herum verlor in einem Schleier. Er hielt sie in seinen Armen. Sie war klein und leicht. Jens Hellmann war ein sicherer Tänzer. Er riß seine Tänzerin mit sich herum, sie mochte wollen oder nicht. In seinem Arm wurde sie ganz willenlos.

Sie tanzten den ganzen Tanz durch ohne Pause. Als sie dann plötzlich standen, wurde Nische von einem Schwindel erfaßt. Sie glaubte, sie würde fallen; aber ihr Tänzer hielt sie.

Er atmete auf. Das war ein rechter Tanz für ihn gewesen. Da konnte sich seine Lebenskraft und Lebenslust einmal austoben.

„Das war schön,“ sagte er mehr für sich.

„Ja,“ antwortete sie leise. Weiter kein Wort.

Er war ihr dankbar dafür. Jede der anderen würde jetzt losplappern: Ach Sie tanzen himmlisch, Herr Sekretär! . . . Laufen Sie auch Schlittschuh? . . . Spielen Sie gern Lawn Tennis? . . . Interessieren Sie sich für Kunst und Literatur? . . . Dann folgte gewöhnlich eine Abhandlung über Schiller und Goethe. Schema: Höhere Töchterchule. — Er haßte das. Ihm



„Ach, die Herren sind wohl so freundlich und geleiten die jungen Damen heim?“

„Es wird uns eine Ehre sein,“ versicherte der junge Postassistent.

„Dah, wie ich mich fürchte!“ seufzte Annie Siebert, die mit dem Radonnengeicht und mit dem schwachen Lächeln.

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie, mein Fräulein,“ erbot sich der Assistent.

„Das können wir doch nicht verlangen,“ antwortete die lange Haune Adolpha an ihrer Statt.

Seine Zucht drehte sich geizig hin und her und lispelte:

„Es ist sehr freundlich von Ihnen.“

Sie standen noch am Landungssteig und schienen durchaus keine Eile zu haben. Nur Fische Grottkopp war fort. Jemand eine ihrer besten Freundinnen hatte ihr zugesichert:

„Du wartest wohl auf den Sekretär?“

Da war sie ohne Gutenachtstisch davongestürzt.

Die jungen Mädchen scherten und schubbelten sich gegenseitig. Die Herren unterhielten sich halblaut.

„Ja, wie machen wir es denn?“ fragte der Postassistent.

Er wandte sich nach Jens Hellmann um. Der tat einen gleichgültigen Blick über alle hinweg, lästete seinen Hut und ging.

„Wegen dieser Gänse?“ murmelte er. „Ach, diese Gänse!“

Wenn sie nur nicht so wohlgezogen, so unaussprechlich geblüht wären! Nun ging er allein seiner Wege.

In der Mühlenstraße traf er auf Fische Grottkopp. Die rannte, als ob der Teufel hinter ihr wäre und kam doch mit ihren kleinen Schritten nicht schnell vorwärts.

Die Kleine tat ihm leid. Ihr Kleid sah wirklich schlecht und sah auffallend aus. Dazu ging ihr alle Lebensgewandtheit ab. Sie kam ihm vor wie ein Hündchen, so unbeholfen und anhänglich. Er konnte sie gut. Ihre Mutter waren sogar eng befreundet. Aber sie selbst war ihm nie näher getreten. Die Frauen, die ihm etwas bedeuteten, sahen anders aus als diese kleine Mädchen.

Als sie so vor ihm herlief, überkam ihn das Mitleid fast noch stärker als vorher im Tanzsaal.

„Fräulein Grottkopp!“ rief er.

Sie lief noch schneller. Das matte Licht einer Laterne streifte ihre Gestalt. Die erschien jetzt im Abenddunkel viel feiner und zarter als am Tage.

Er erreichte sie mit ein paar Zügen und hielt sie fest.

„So warten Sie doch! Ich komme mit.“

„Aber ich laß mich nicht begleiten. Ich kann allein nach Hause finden. Ich bin kein bißchen bange.“

„Wir haben doch denselben Weg.“

„Sie können ganz gut einen anderen gehen.“

„Ihr Widerstand reizte ihn.“

„Ich gehe doch mit Ihnen, und Sie werden es mir nicht wehren.“

Das Dunkel der engen Alleenstraße umfing sie. Aus den Häusern schauten helle Fenster herab.

Sie gingen still mit ungleichen Schritten neben einander. Das Mädchen blickte schon zur Seite.

„Hier wohnt die alte Madame Struve.“

„So?“ machte er gleichgültig.

„Ja — die sitzt immer im Dunkeln hinter der Gardine und lauert.“

„Worauf denn?“

„Dah etwas passiert . . . und morgen weiß es die ganze Stadt.“

„Was denn, kleine Fische?“

„Ich will nicht mit Ihnen gehen! Ich will und will nicht!“

„Sie müssen!“

Er zog ihren Arm durch den seinen.

„Nun erst recht.“

Still ging sie an seinem Arm neben ihm. Sie fühlte die überlegene Kraft in seiner Stimme, in seiner Hand und wehrte sich nicht mehr dagegen.

„Ich kann das Gekne nicht aushalten,“ entschuldigte sie sich.

„Ach auch nicht. Deshalb gehe ich ja mit Ihnen.“

Ihre Schritte wurden allmählich gleichmäßiger. Fische seufzte. Sie war am Ziel. Hastig zog sie ihren Arm aus dem ihres Begleiters.

„Gute Nacht, Herr Sekretär. Ich danke Ihnen vielmals.“

Wie das von Herzen kam! In ihm wollte es auf. Er ließ sie noch nicht.

„Meinen Lohn, kleine Fische!“

Ihr Gesichtchen blickte lächeln, schen unter dem Umhang von Gut zu ihm auf. Er zog sie an sich und küßte sie, und in diesem Augenblick hielt sie ganz stille. Sie wagte nicht einmal zu atmen.

Er küßte sie wieder und wieder. Es überkam ihn wie ein Rausch.

Jemand über ihnen im Hause ertönte ein Ruf.

„Du — ich!“

Es klang scharf, schneidend, ohne Wärme, ohne Liebe. Die kleine Fische fuhr zusammen, und ehe sich's der junge Mann verah, war sie ins Haus geschlüpft.

Ihn hielt noch der Rausch umfassen.

„Fische,“ murmelte er, „kleine dumme, herzige Fische!“

## Zweites Kapitel.

„Was hast du bloß mit Fräulein Grottkopp vor gehabt?“ fragte die Frau Ranzeltrud Hellmann einige Tage nach der Landpartie ihren Sohn. Sie sah am Fenster und füllte Antikaffees. Das Fräulein war gerade die neueste Mode, und sie war eine sehr fleißige Frau, die niemals die Hände stille hielt.

Jens Hellmann tat über die Schwermütigen Fräulein seiner Mutter hinweg einen gleichgültigen Blick aus dem Fenster.

„Fräulein Grottkopp? Ach die Kleine!“

„Du hast sie nach Hause begleitet,“ fuhr die Mutter fort. „Ihr sollt sogar eingebastet gegangen sein wie ein Brautpaar. Was sollen die Leute bloß davon denken?“

Er lachte.

„Ach, die Leute! Es war doch meine Pflicht, daß ich sie begleitete, zumal wir fast denselben Weg hatten.“

Hanne Adolpha und Vene Uhl sind allein gegangen, ohnehin sie einen viel weiteren Weg hatten. Ihr sollt euch sogar gefühlt haben.“

„Wirklich?“

Er machte ein unschuldiges Schuldbengesicht, als wüßte er nicht, was Rassen wäre.

„Die Frau Steuereinschreier war vorher bei mir,“ sprach die Mutter weiter. „Sie ist empört. Sie sagt, der Ruf ihrer Tochter lüfte darunter und sie hätte so etwas nie von dir erwartet, denn du gingst sonst immer so stolz an ihrem Hause vorbei und wärest seit Jahr und Tag nicht bei ihnen gewesen. C, sie war sehr pikiert.“

„Und Fische? Sprach sie nicht von ihr?“

„Ja, die meint sich die Augen rot und spricht kein Sterbenswörtchen. Ich habe Frau Grottkopp nun zugelegt, du würdest nächsten bei ihr vorkommen und die Sache aufklären. Das mußt du tun, mein Jung.“

„Mir zu Gefallen — ja?“

„Du willst mich selbst in die Höhle der Löwin schicken, Mama?“

Er wollte seiner Mutter in die Augen sehen, aber sie war zu sehr mit ihrer Handarbeit beschäftigt.

„Ja, siehst du, mein guter Jung, wir haben doch den Schlüssel zusammen und das Kaffeekränzchen, und die Gartenlaube halten wir auch mit ihr. Da möchte ich mich doch nicht mit ihr erzürnen. Es genügt ja, wenn du mal vorgehst und sagst guten Tag und unterhältst dich einen Augenblick. Dann ist sie zufrieden. Du mußt dich nur in acht nehmen, daß du ihr nicht in die Falle geräst. Sie ist schlau.“

Er dachte an Fische, an die kleine, einfältige Fische.

„Hab keine Angst, Mama, ich gerate in keine Falle, aber wenn es doch einmal sein muß, kann ich ja heute auf meinem Spaziergang bei Grottkopps vorbeigehen.“

„Das ist recht, mein Jung. Du kannst dann gleich die Gartenlaube vom Sonntag mitnehmen. Eine!“

Sie horchte hinaus auf die Diele. Da stand wirklich das kleine Dienstmädchen und horchte.

„Eine,“ rief die Frau Ranzeltrud, „mach rasch, daß du mit der Diele fertig wirst. Es kann leicht sein, daß heute Abend noch Besuch kommt.“

Sie wußte ganz genau, daß heute kein Besuch kam, aber eine mußte angefeuert werden, und sie schrubelte auch mit rotem Kopf und doppeltem Eifer drauf los.

Jens Hellmann ging in der kleinen Stube auf und ab und reckte die prächtigen Glieder. Seine Mutter blickte voller Stolz auf ihn. Ja, er war längst über seine Umgebung hinausgewachsen. Er gehörte zu den Männern, die draußen in der Welt in Sturm und Regen stehen, und zu ihm gehörte eine starke, kluge, schöne, reiche Frau, eine Frau, die Schritt halten konnte mit ihm.

„Jens,“ rief die alte Dame mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit. „Wenn du mal heiraten willst, kannst du dich beim Bürgermeister oder Landrat anfragen. Du mußt eine feine Frau kriegen, Jens.“

Er lächelte. „Wohl, eine kleine, feine.“

„Ja — du als Kreisassistent, und wenn du schließlich mal Kirchspielvogt wirst.“

„Das hat gute Wege.“

„Ja — der alte Kirchspielvogt von Schlichtingen ist recht klümmertlich. Die Schlichtinger leben schon lange nach einem Vogt aus. Rissens und Jakobs und Brubns, die größten Bauern hast du für dich. Wir sind doch von Großvaters Seite her mit ihnen verwandt. Da hast du immer vor Fremden den Vorzug.“

Jens Hellmann hatte sich inzwischen eine Zigarre angezündet. Als er jetzt das Streichholz hinwarf und den Kopf hob, blühten seine Augen. Seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Strahlendes, Sieghaftes.

„Ich werde jetzt gehen, Mama. Das Wetter hat sich aufgeföhrt. Zum Abendbrot bin ich wieder zurück.“

„Nimm die Gartenlaube mit, Jens, und vergiß nicht einen schönen Gruß zu bestellen.“

Er nickte mit schelmischem Lächeln.

„Nimm — und wenn ich Fische Grottkopp heirate, mache ich zur Bedingung, daß sie entweder grasgrüne oder himmelblaue Kleider trägt.“

„Du bist ein heillosen Spötter, Jens!“ schalt die alte Dame mit komischem Ernst.

Mit leichten Schritten ging er davon. Von der Straße aus laubte er der Mutter noch einen Handkuss heraus. Sie ließ ihre Arbeit sinken und schaute ihm nach.

Was für eine prächtige Figur er hatte! Man konnte ihn eher für einen Autobesitzer halten als für einen Beamten. Er war sicher nicht dazu geboren, hinter Alten und Büchern alt zu werden.

Jens Hellmann bog in die Raderstraße ein und sah schon das Haus der geistreichen Frau Steuereinschreier. Ja, es wurde nicht schwer fallen, sie zu verloben. Ein bezauberndes Bild, ein paar liebenswürdige Phrasen, schließlich ein Handkuss. Da — er wollte einmal die Frau sehen, die da widerstehen konnte.

Aber war das nicht Frau Grottkopp, die da mit der Tasche am Arm die Straße hinaufging? Ohne Zweifel war sie es. Er erkannte sie an dem sonderbaren absteigenden Krugen ihrer Mantille und an dem Red, der schleppte an der linken Seite. Also war das Junge allein — das arme dumme Junge und konnte sich nicht wehren vor dem Geier.

Er mußte über sich selbst lächeln. Auf was für dumme Gedanken er kam. Er konnte ja umkehren — ja — er mußte eigentlich umkehren. Aber die Gartenlaube! Nein, wann wäre Jens Hellmann wohl auf halbem Wege umgekehrt. Die Gartenlaube wollte er doch abgeben.

Die Tür öffnete sich etwas zögernd auf sein Klappen. Fische hefte ihr Mondkopfschen heraus. Im nächsten Augenblick prallte sie zurück und über ihr Gesichtchen zog ein dunkles Rot.

Herr — Sekretär . . .

Er gab die Gartenlaube ab. Sie wurde immer verirrter, da sie nicht wußte, ob sie ihn in Abwesenheit der Mutter zum Eintreten auffordern durfte. Außer dem fiel es ihr schwer aufs Herz, daß ihr Schürzchen einen großen Kaffeefleck hatte und daß drinnen die Wäsche herumlag. — Sie war gerade beim Ausbessern.

Da fiel ihr ein, daß er das vorige Heft der Gartenlaube wieder zurückbekäme. Sie lud ihn ein, ins Wohnzimmer zu treten und ließ ihn dann stehen, um das Heft zu suchen.

Wo mochte es sein? In Fisches Köpfchen drehte sich alles wie im Kreise. Sie konnte sich auf nichts besinnen, nicht einmal darauf, was sie zu Mittag gegessen hatte.

Sie kramte in dem Schrank, lief dann in die Küche, wo er es flirren hörte — Frau Grottkopp hatte nämlich die Gewohnheit, während des Kochens zu lesen. — Aber die Gartenlaube fand sich weder auf dem Herdbord noch im Küchenschrank.

Sie wollte gerade ins Schlafzimmer schlüpfen, da hielt Jens Hellmann sie fest. Sie tat ihm leid und gefiel ihm so ausnehmend auf in dem runden Mondhaare und der schleifenden Bluse.

Er dachte, sie würde sich doch losreißen und davonlaufen, denn sie machte ein Gesicht, als wäre sie in der größten Verzweiflung und nahe daran, ins Wasser zu geben. Aber sie hielt ganz still, gab keinen Laut von sich, ja, es schien, als atmete sie nicht einmal.

„Kleine dumme Fische“, flüsterte er.

Sie blickte mit ihren großen, lichtgrauen Augen ängstlich erhaben zu ihm auf. Wie war ihm ein weibliches Wesen so kindlich reizvoll erschienen.

„O Gott“, dachte Fische, „wenn er mich jetzt küßte, würde ich gern sterben. Wenn er mich bloß noch einmal küßte!“

„Deshalb hütet die Alte ihr Junges nicht besser“, dachte er, „jetzt küßte ich sie und wenn ganz Großbeide zuguckt.“

Er drückte das kleine Mädchen an sich, daß ihm fast das Verwundsein verding, küßte es auf den roten Mund, ließ es los, sah es an und küßte es wieder und wieder.

„Du süßes kleines Dummchen! Du Schätzchen!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Da stand die Frau Steuereinschreier, die leere Tasche über dem Arm und machte ein Gesicht, als ob sie die Absicht hatte, sehr böse zu werden, aber hierzu erst Kräfte sammeln mußte.

Es war ihr gleich nicht abenteuer vorgekommen, als sie den Sekretär unten in der Straße ankommen sah. Also sie dann um die Ecke bog und sich noch einmal umschaute, war er verschwunden. Da wurde sie von großer Unruhe erfaßt.

Wo mochte er geblieben sein? Es war doch sonderbar. Die Erde konnte ihn nicht verschlungen haben. Sollte er etwa . . . ?

Nein — es ließ ihr keine Ruhe. Noch kurz vor der Ladentür Peter Mefferts lehnte sie wieder um und eilte zurück, ohne etwas gekauft zu haben.

Da hatte sie die Versicherung. Im ersten Augenblick war sie starr. Sie wußte nicht, sollte sie tun, als sähe sie nichts? Aber die beiden verbarren in ihrer Stellung und der Sekretär sah ihr ganz dreist in die Augen.

Sie hob den Kopf, richtete sich hell auf und bestrich ihre Wäde auf das Paar, als wollte sie es zu Boden schmettern.

„Du — ich!“

Die kleine furchtsame Fische ließ Jens Hellmann nicht los. Sie drängte sich in ihrer Angst noch näher an ihn, und er hielt sie fest und dachte: „Wenn alle Ströme reißten, heirate ich sie vom Hals weg.“

Die Frau Steuereinschreier fand endlich die passenden Worte. Sie hielt es doch geraten, nicht gleich allzu scharf vorzugehen.

(Fortsetzung folgt.)



# Deutschlands zukünftige Soldaten.



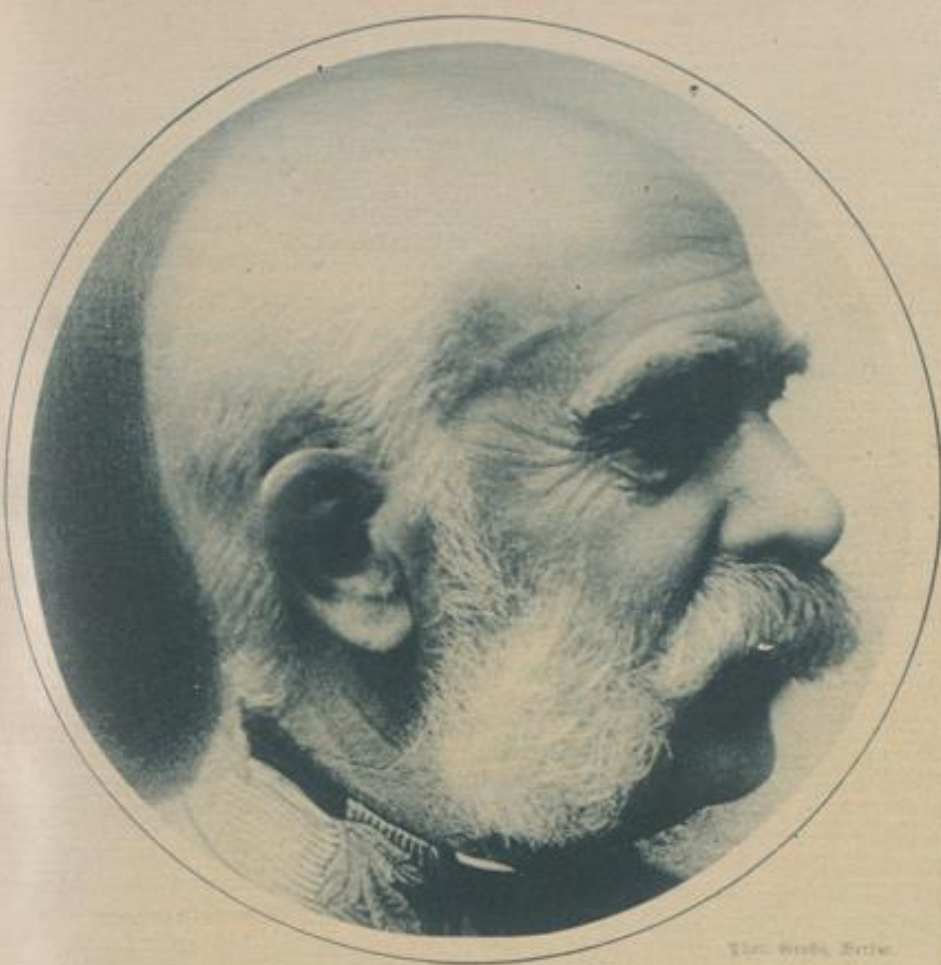
Phot. Seemanns, Berlin.



Phot. Kellner & Co., München.

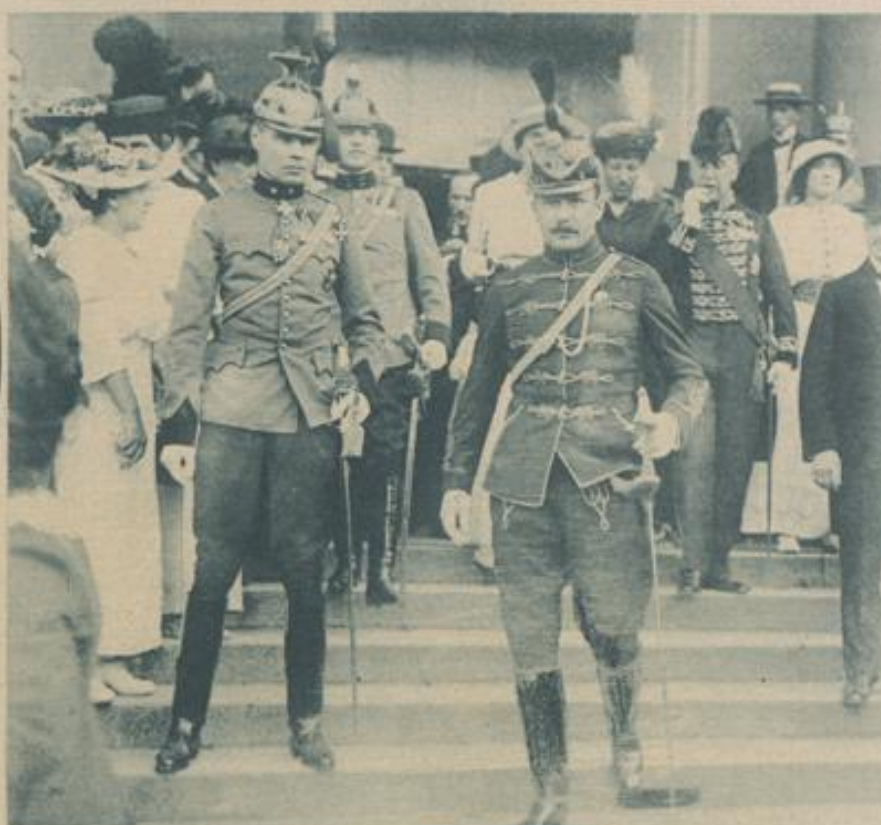
Englands Soldheer: Arbeitslose werden zum Militärdienst gepreßt.





Kaiser Franz Josef an seinem 84. Geburtstage.

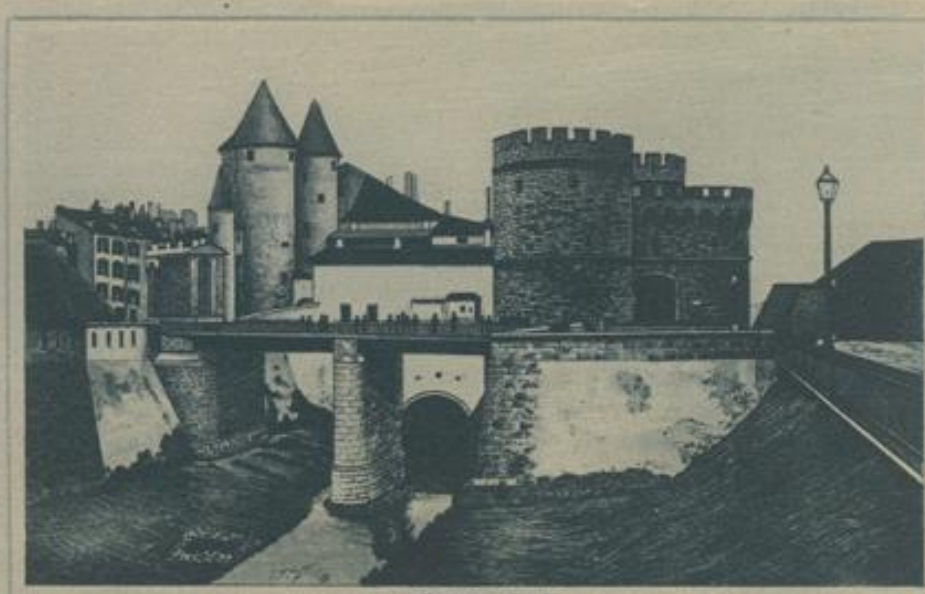
## ✱ ✱ Nibelungen-Treue. ✱ ✱



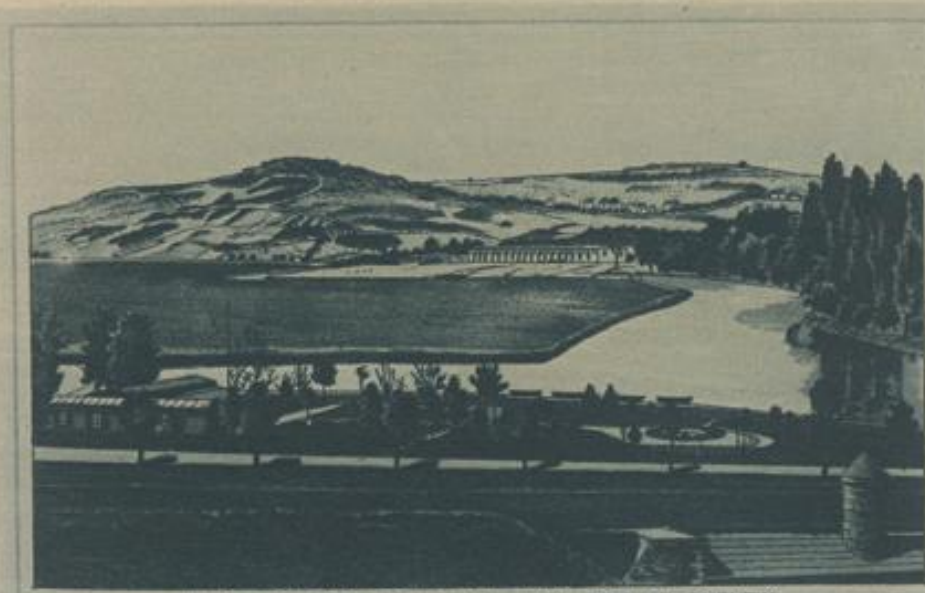
Die Feier des Geburtstages in Berlin.

an der viele in der Reichshauptstadt weilende österreichische Offiziere teilnahmen.

## Der Sieg von Mieh.



Das deutsche Tor in Mieh.



BLICK VON DER ESPLANADE NACH DEM ST. QUENTIN.

Blick von der Mieh Esplanade nach dem St. Quentin.

Die gleiche Begeisterung, die das deutsche Volk durchdringt, erhebt und läutert, hat auch Österreich-Ungarns Völker erfasst. Sie haben es erlebt, daß das Wort von der Nibelungen-Treue kein phantastisches Schlagwort gewesen ist, daß Deutschland kein Wort bis zum letzten H Löffelchen gehalten hat. Feinde ringen. Das schweiß noch stärker zusammen. Mut ist da, wie Wasser. Das große gemeinsame Gefühl der Abwehr gegen falsche Feinde hat alles Trennende dergeffen lassen, und was jahrelange diplomatische Bemühungen nicht fertig brachten — die eine große Stunde hat es zuwege gebracht: Österreichs Völker sind einig. Der Fische, sonst der wütendste Feind der Deutschen, singt die „Wacht am Rhein“ und geht mit dem neuen Freunde Arm in Arm. Fürwahr: wir erleben seltene Ueberraschungen, aber wohl uns, daß wir es erleben dürfen!

## Der Krieg reinigt die deutsche Sprache!

Die Reinigung unserer durch überflüssige fremde Einprägung unnütz verunklärten Muttersprache, die der Bemühungen waderer deutscher Vaterlands- und Sprachfreunde in den jüngsten Jahrzehnten nur ganz allmählich und im ganzen noch viel zu langsam hat gelingen wollen, wird, so scheint es, jetzt durch den Volkskrieg auf einmal gründlich besorgt werden. Kennzeichnend sind dafür besonders die Vorgänge in der Reichshauptstadt. Die Gast- und Speisehäuser legen jetzt auf einmal überall nur deutsche Speiselarten aus — während sie bisher immer zu wiederholen liebten, daß dies bei dem Zustande der Kochkunst eine Unmöglichkeit sei. Alle die Robes, Mantelanz, Tailor Made, Manicure, Embellation, Champouing, Confection, English clothing und wie die fremdländischen Bezeichnungen sonst heißen, die leider immer noch die Schilder und Schaufenster der Berliner Geschäfte reichlich zu verzieren pflegten, sind mit einem Male verschwunden. Und siehe da! Auch hier geht es ganz schön ohne sie. Wie der „Konfessionär“ zu berichten weiß, hat in einem Berliner Mathe ein Schildermeister sich zur „Abänderung fremdsprachlicher Firmen-schilder umgehend“ erboten — auch ein Zeichen der Zeit! Der findige Mann dürfte wohl zu tun bekommen; denn alle Arten von Kaffee- und Speisehäusern sowie von Vergnügungsanstalten wetzeln jetzt in der Verdeutschung ihrer Schilder und ihrer Namen. „The Queen Bar“ heißt jetzt „Koch Deutschland!“, „Robine“ hat sich in „Germania“, „Boncourt“ in ein „Kurfürsten-Restaurant“ (warum nicht: Speisehaus?) verwandelt. Statt „Overclean“ wird jetzt die „Wäsche der Zukunft“ angeboten, und „The Vera Shoe“ nennt sich fortan „Vera Schuh-Gesellschaft“. Möge es nun aber nicht bei einer kahlen Rot- und Kriegsumtaufe sein. Bewenden haben, sondern möge fortan jeder deutsche Geschäftsmann dafür eintreten, daß er sein Haus und seine Waren mit guten deutschen Namen nenne und unter ihnen anbiete.



# SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

I.

Mit heißen roten Farben sank der Tag. Die Sonne stand im Westen und sandte einen Sprühregen von Licht durch die stille unbewegliche Luft. Nichts von Dämmerstimmung war zu merken.

Die Aehrenfelder wogten wie flüssiges Gold, die grünen Wiesen leuchteten smaragden und selbst in der dunklen Waldwand im Hintergrunde flimmerte es noch metallisch.

Gleichzeitig lag die Landstraße da. Nur die Lindenallee, die zum Schlosse Rodenstein führte, bot unter dem Dach jahrhundertalter Bäume Schutz vor der drückenden Schwüle.

In diese Allee ritt eben ein junger Offizier ein. Er war in scharfem Trabe von Kottlingbrunn gekommen und atmete erleichtert auf, als er in das erlösende Dunkel der Bäume tauchte.

Nun warf er seinem Goldfuchs die Zügel hin, klopfte ihm zärtlich den dampfenden Hals ab, nahm die Kappe vom Kopf und wuschte sich den Schweiß von der Stirn.

Eine Viertelstunde später hielt er vor dem Schlosse, das infolge vieler baulicher Veränderungen zwar keinen einheitlichen, stilgerechten, aber doch sehr malerischen Anblick bot.

Die Front lag gegen den Garten zu, eine breite Lindenallee führte zum Eingang. Durch große Flügeltüren gelangte man vom Speisesaale auf die alte, klebgestreute Terrasse, von der steinerne Freitreppe in edler Schwingung zu einem weitläufigen Rajenportico hinabführte. Mächtige, auf Sockeln ruhende Sandsteinsäulen bildeten zu beiden Seiten den Abstieg der Freitreppe.

Ein Offiziersburich hatte den Oberleutnant erwartet und nahm ihm das Pferd ab. „Wo sind die Herrschaften?“

„Im Zimmer der Frau Baronin.“

„Wann wird soupiert?“

„Um halb neun, Herr Oberleutnant.“

„Der Janko darf nicht gleich in den Stall!“ befahl der Oberleutnant. „Führe ihn eine Viertelstunde herum und dann reibe ihn anständig ab. Verstehst?“

Der Offizier eilte die Treppe hinauf, während der Burich dem Pferd die Sattelgurten nachließ.

An der Terrassentüre erwartete den Oberleutnant ein glattrasierter Diener in tadelloser Haltung. Ohne ein Wort zu sprechen, führte er den Offizier mit einer tiefen Verbeugung in dessen Zimmer.

„Befehlen Herr Baron etwas?“

„Kann ich ein Bad haben?“

„Gewiß!“ antwortete der Diener.

„Also rasch ein Bad! Und dann richten Sie mir die Salonhoje, Attila und frische Wäsche her!“

Eine halbe Stunde später trat der Offizier in ein Parterrezimmer, in dem eine kleine Gesellschaft plauderte.

Ein alter Herr, Kavaller vom gelichteten Scheitel bis zu den glänzenden Lackschuhen, kam ihm freundlich entgegen.

„Ah, auch Du flüchtest zu uns, lieber Walden?“

„Es ist entsetzlich draußen“, antwortete der Offizier. „Die hohen, kühlen Zimmer sind eine wahre Wohltat.“

Eine junge, elegante Frau trat zu den Herren und reichte dem Offizier die Hand. Einen Augenblick trafen sich die Blicke der beiden und tauchten tief ineinander.

Eine feine, leise Note überzog das vornehme Gesicht der reizenden Frau, der Tochter des Hausherrn, verwitweten Freifrau von Landsegg, als sie an den Oberleutnant die Frage richtete:

„Wie war die Arbeit auf der Rennbahn?“

„Danke, Baronin, alles tadellos.“

„Sprang er gut?“

„Wie ein Vogel flog er über alle Hindernisse!“

„Na, dann waren ja Deine Befürchtungen unbegründet!“ bemerkte ein bagerer, blonder Mann, der neben der Hausdame saß.

„Bisher allerdings. Aber Janko hat seine Mucken. Wenn es am Sonntag so geht wie heute, dann bin ich wirklich zufrieden“, erwiderte der Oberleutnant.

„Hoffen wir’s“, sagte der Hausherr, während Baronin Landsegg aufstand und an den Offizier die Frage richtete:

„Eis oder Tee?“

„Wenn Sie gnädig sind, Baronin, geben Sie mir einen Kognat.“

„Du, das ist nichts bei der Hitze!“ warnte der Hausherr.

„Ich muß mich auspulvern, ich bin ganz schlaff. Die Arbeit auf der Rennbahn und dann die Reise. Geschlafen habe ich auch nicht viel.“

Die Baronin hatte einen Kognat eingeschenkt.

„Mit Viehhändler?“ fragte sie.

„Bitte ja.“

Die Baronin reichte dem Oberleutnant das Glas.

„Auf die Hand!“ sagte dieser und trank es auf einen Zug leer.

„Bitte, Papa, dagegen habe ich ja nichts. Montag früh kann sie der Johann wieder hineintragen.“

„So wertvolle Stücke gehören in sicheren Gewahrsam, Mary.“

„Gut aufgehoben sind die Perlen auch hier“, bemerkte die Baronin.

„Eine Paul bietet jedenfalls mehr Sicherheit als ein Landhaus, das oft tagelang verwaist ist“, antwortete der Baron.

„Ja, ja, Vater! Wie gesagt, Montag in aller Frühe kann der Johann wieder damit zur Paul nach Wien.“

Vor dem Schlosse fuhr ein Wagen vor. Die Baronin eilte zum Fenster und schob den Vorhang etwas zurück.

„Johann ist da!“ rief sie und unverkennbare Freude klang aus ihrer Stimme.

Auch der bagerer, blonde Herr war von seinem Sitz aufgeschreckt. Er eilte zum Fenster und rief:

„Wahrscheinlich, da ist er! Mit der Kaffette!“

„Natürlich mit der Kaffette!“ antwortete die junge Frau. „Deshalb habe ich ihn doch hingeschickt!“

Die Baronin klingelte und befahl dem Diener, daß Johann mit dem Schmutz sofort zu ihr kommen möge. Dann wandte sie sich an ihren Vater:

„Es dämmert schon draußen. Man könnte jetzt die Fenster öffnen.“

„Höchstens die rückwärtigen. Da vorn brütet noch der Tag auf dem Kies. Der strahlt uns alle Wärme zurück. Öffnen Sie dann alle Fenster, die in den Park führen, recht weit!“ befahl er dem Diener.

Die Baronin ließ sich wieder in das kleine Sofa nieder, das mit einigen Kautenils und Tischchen in der Mitte des im Barockstil eingerichteten Salons stand.

Erwartungsvoll starrte sie nach der Tür. Ihr Vater schüttelte wieder den Kopf und meinte:

„Hörst Du, Du benimmst Dich ja gerade so, als ob Du sechzehn Jahre alt wärest und zum erstenmal in Deinem Leben ein Schmutzstück tragen solltest!“

Mary zwang sich zu einem Lächeln.

„O, ich freue mich immer wieder, wenn ich die schöneren Sachen sehe.“

„Frauenart!“ brummte der alte Herr. „Um einen blühenden Stein verkaufen sie ihre Seele!“

Johann trat mit einer Verbeugung ein. Ein alter Diener mit silberweißem Haar, glattrasiert, in tadelloser Haltung.

„Haben Sie alles?“

„Ja, gnädige Frau Baronin.“

„Ist nichts passiert?“ fragte der Schlossherr den Diener.

„Nein“, antwortete der Diener zögernd, „nur —“

„Nur?“ fragte Herr von Rodenstein erstaunt.

„Vielleicht war es nichts, Euer Gnaden, aber ich weiß nicht. . . Zwei Burichen, die mir verdächtig vorkamen, sind mir in Wien gefolgt und haben sich auch im Zuge an mich herangebracht.“

„Na, na“, bemerkte der blonde Herr in spöttischem Tone, „mir scheint, Johann, Ihnen ist die Räuberromantik in den Kopf gestiegen! Sie werden doch nicht glauben, daß in Wien die Banditen nur so auf der Straße lauern?“

„Ach, Euer Gnaden“, meinte der Diener, „man liest alles mögliche in der Zeitung.“

„Schon gut! Geben Sie jetzt den Schmutz her!“ rief Mary ungeduldig und beugte sich vor, die Kaffette in Empfang zu nehmen.

Bei dieser Bewegung streifte sie wie unabsichtlich den Oberleutnant, der neben ihr saß, und drückte ihm einen kleinen Zettel in die Hand, den er mit einer Bewegung, als wolle er kein Sachdach ziehen, in der Seitentasche seiner Attila verschwinden ließ.

Johann stellte die Kaffette auf den Tisch.



Von der Sanitätskolonne: Ein Wagen mit einem Apparat zum Destillieren von Wasser.

„Vielleicht noch einen?“ fragte die Baronin lächelnd.

„Wenn Sie die Gnade haben —“

Die junge Frau nickte lächelnd.

„So gnädig bin ich schon. Ich sehe es Ihnen an, Sie verdursten ja förmlich.“

Oberleutnant Baron Walden nahm in einem breiten Sessel neben der Baronin Platz. Der alte Herr setzte offenbar das durch den Eintritt des Offiziers unterbrochene Gespräch wieder fort, als er seiner Tochter zurief: „Ich sage Dir nochmals, Mary, das war ein Unfug!“

„Wodurch haben Sie sich einen Vorwurf zugezogen?“ fragte der Oberleutnant nachdenklich.

„Meine Tochter kapriziert sich nämlich“, wandte sich der Hausherr an Walden, bei dem sonntägigen Rennball den Familienschmutz zu tragen. „Jetzt im Sommer, hier in Kottlingbrunn! Sie hat Johann eigens deshalb in die Stadt geschickt. Er mußte in die Paul, um die Kaffette zu beheben. Was sagst Du zu dieser Idee?“

„Ich denke, die Baronin wird wohl wissen, was sie tut. Da werden wir auch die berühmten schwarzen Perlen zu sehen bekommen, nicht wahr Baronin?“

„Natürlich“, antwortete die junge Frau lebhaft. „Um die handelt es sich ja. Papa übertreibt wieder ein bißl. Familienschmutz — fällt mir doch gar nicht ein! Nur das Perlenhalsband möchte ich tragen, weil es zu meiner Toilette paßt. Wozu hat man denn so berühmte Perlen, wenn sie auf der Paul liegen und kein Mensch davon etwas zu sehen bekommt? Und dann, es ist doch ein Ball, ein Rennball. Man erscheint in großer Toilette und trägt daher auch Schmutz.“

„Na, mir ist es recht“, sagte der alte Herr trocken, „aber das sage ich Dir, Mary, nach dem Ball muß die Kaffette sofort wieder in die Stadt.“



Die Baronin erhob sich rasch, ging in das nebenan liegende Schlafzimmer und entnahm einem alten Mahagonisekretär zwei silberne Schlüssel.

Während die junge Witwe die Kaffette öffnete, wandte sich Johann an seinen Herrn mit den Worten: „Euer Gnaden, bitte, soll ich keine Anzeige erstatten?“

Ein scharfer Blick des Blondes traf den Bedienten. Er wollte eine Bemerkung machen, unterdrückte sie aber und sah schelmisch der Baronin zu, die in den Juwelen wühlte, doch aber aufmerksam auf jedes Wort, das der Diener sprach.

„Was willst Du denn anzeigen?“ fragte Herr von Rodenstein.

„Ich meinte — wegen der verdächtigen Leute, die mir in Wien nachgegangen sind.“

„Run und? Das ist doch noch kein Verbrechen! Haben sie Dich überfallen? Wollten sie Dir etwas nehmen?“

„Nein, Euer Gnaden, aber —“

„So sag doch endlich einmal klar heraus, was eigentlich los war! Dieses ewige Hin- und Herreden ver-  
trage ich nicht!“ rief der alte Baron ungeduldig.

„Euer Gnaden, das ist nicht so leicht erzählt...“ begann der alte Diener. „Also ich fahre hinein nach Wien. Auf der Südbahn, unten beim Ausgang, auf der Straße, stehen zwei Männer, die die Anstehenden genau prüfen. Kein zufälliger Fall, sie sind mir aufgefallen, obwohl trotz der frühen Morgenstunde ziemlich viel Leute unten waren. Als sie mich erblickten, blickte ich, wie der eine den anderen mit dem Ellenbogen anstößt und mit dem Kopf auf mich deutet. Ich steig in einen Omnibus, fahre in die Bank hinein und denk gar nicht mehr an die Sache. Aber beim Aussteigen sah ich auf der rückwärtigen Plattform dieselben zwei Männer. Sie steigen mit mir ab und gehen hinter mir ins Bankgebäude.“

„Daran ist doch nichts Merkwürdiges?!“ sagte der Hausherr.

„Run, denk' ich mir, es ist ja möglich, daß sie auch etwas in der Bank zu tun haben,“ sagte Johann seinen Bericht fort. „Aber stetig bin ich geworden, als der eine immer an meiner Seite sich was zu schaffen gemacht hat, während der andere plötzlich weg war.“

Der alte Herr begann aufmerksam zu werden.

„Bist Du zu Ende?“ fragte er.

„Nein, Herr Baron! Wie ich später in die Wohnung fehr, hab' ich keinen mehr g'sehn. Auch auf meinen Kommissionswegen bin ich ihnen nicht begegnet. Aber in der Vorhalle der Südbahn, wie ich fortfahren will, da sind sie wieder g'standen. Sie haben sicher auf mich gepöhl. Zukünftig sind i' in denselben Zug, in dasselbe Coupé eingestiegen, wo ich g'sessen bin.“

„Hören Sie, Johann, was Sie für Räuberorgelichen erzählen!“ bemerkte der junge blonde Herr.

„Ich bitt', Herr Baron, das ist akkurat so, wie ich's erzähl'. Im Waggon haben i' ang'sangen, mit mir zu plaudern, vom Wetter; wohin ich denn fahre, woher ich denn komm', was in den Kassetten da alles war. Dann haben i' mir ein Schnaps angeboten, aber ich hab' ihn nicht g'nommen. Euer Gnaden wissen ja, erst unlängst ist in der Zeitung g'standen, daß man einen Reisenden mit vergifteten Schnaps betäubt und ausgeraubt hat.“

„No, no, no,“ beruhigte der Baron den alten Diener, „und was geschah denn weiter?“

„Ja, eigentlich nichts. Ich hab' nur den Eindruck, daß diese Männer sich auffallend viel mit mir zu tun g'macht haben.“

„Run ja,“ nickte der alte Herr lächelnd. „Das Ganze kann aber ja auch ein Zufall gewesen sein. Genau genommen, hat sich also gar nichts ereignet. Mir scheint, Johann, in Dir spukt wieder einmal irgend eine alte Geschichte, die Du irgendwo gelesen hast. Geh' jetzt nur!“

„Bitte, soll ich die Kaffette hinaustragen?“

„Nein,“ antwortete die Baronin rasch an Stelle ihres Vaters. „Ich verwahre den Schmutz selbst.“

Während des Gesprächs, das der alte Baron mit dem Diener geführt, hatte die Baronin die Kaffette geöffnet und aus einem Sametui einen ganz merkwürdigen Schmutz hervorgeholt.

Es war ein fünfseitiges Perlenhalsband, das mit einer großen Schließe geschlossen wurde. Diese Schließe von fast vierediger Form, bestand aus sechzehn Rubinen, Korallensteine von seltener Reinheit, die ein geheimnisvolles Feuer ausstrahlten. Das lebendige Rot stand in seltsam reizvollem Kontraste zu dem mattschimmernden, dunkeln Grau der sogenannten „schwarzen Perlen“. Die Perlen selbst waren besonders regelmäßig und größer als Erbsen, wodurch der unverhältnismäßig hohe Wert Erklärung fand.

Mit großem Interesse betrachteten die beiden Herren das seltene Stück, als die Baronin die Perlen mit einem, man könnte fast sagen, mit traurigem Ausdruck durch ihre weißen Finger aleiten ließ.

Run legte sie das Halsband wieder sorgsam in das Etui zurück und wiederholte:

„Ich bemahre sie selbst. Sie können gehen, Johann!“

„Warum nicht gar?“ knurrte der alte Herr. „Hier unten willst Du sie aufheben? Vielleicht auf dem Toilette-  
tisch liegen lassen, nicht wahr? Wie die Frauen schon sind!“

„Nein, Vater,“ antwortete die Baronin, „ich werde sie lieber verschließen, dort im alten Schrank.“

Sie wies auf eine allertümliche, im Parodstil gearbeitete Kammode aus Mahagoniholz mit reichen Verzierungen und Verzierungen, die im Laufe der Jahrzehnte matt und grünlich geworden waren.

Der massiv gebaute Kasten, der in der Ecke des Boudoirs stand, bestand aus zwei Teilen. Der untere wies drei Laden mit Metallgriffen auf, wie man sie auf allen Stücken oft sieht. Der besonders sorgfältig gearbeitete Aufsatz bestand aus einem mit bauchiger Tür gearbeiteten Mittelteil und seitwärts angeordneten Laden von verschiedener Größe. Die Kammode war ein Familienstück, das sich wohl seit hundert Jahren im Besitz derer vom Rodenstein befand.

„Allen Respekt vor der soliden Arbeit unserer Vorfahren,“ bemerkte der blonde Herr, ein Neffe des Hausherrn, Baron Franz Rodenstein, mit leichtem Spott, „aber an Deiner Stelle, liebe Cousine, würde ich einem so wertvollen Stück einen sichereren Verwahrungsort wünschen.“

„Dort ist er sicher,“ entgegnete die Baronin, „ihr sollt gleich sehen!“

Sie klingelte. Das Aindermdädchen erschien.

„Willi, bringen Sie mir von der Lade im Toilette-  
tisch den Schlüsselbund!“

„Schließ die Kaffette gut zu!“ warnte der Vater, „und schau, daß Du sie jetzt einmal verjagst! Ich wäre schon froh, wenn der Ball vorüber und das Stück wieder auf der Bank läge!“

Willi brachte den Schlüsselbund.

Die Baronin trat mit den beiden Herren zur Kammode und öffnete die mittlere Lade des Aufsatzes. Der Boden des Fachs war glatt und eben.

„Wie Du siehst,“ erklärte sie ihrem Vetter, „bemerkst man in diesen Ebenholz- und Ahornlagen nichts Besonderes.“

„Da wollen Sie den Schmutz verwahren?“ fragte der Oberleutnant.

„Nur Geduld!“ antwortete Frau. „Wenn man nun links oben in der Ecke das eine Eichenblatt berührt, so verschiebt sich der Boden und —“

Die junge Frau suchte die Stelle, während die Herren interessiert zusahen.

Man hörte ein leises Knacken, wie das Springen einer Feder. Im Hintergrunde öffnete sich ein geheimes Fach.

„Ah, das ist sehr interessant!“ sagte Franz von Rodenstein. „Wie machst Du denn das?“

„Das ist sehr einfach! Versuch's nur. Das Eichen-  
blatt — ja — jetzt niederdrücken — so! Der Boden verschiebt sich von selbst. Das ist alles.“

Die Baronin schloß das Fach, und mit sichtlichem Interesse begann ihr Cousin zu manipulieren.

„Sehr fein ausgedacht! Auf das wäre niemand gekommen! Wie hast denn Du's entdeckt?“

„Ja — weißt! Das ist schon Tradition bei uns. Meine Mutter hat mir's gezeigt und die hat's wieder von der Großmutter gelernt.“

Mit diesen Worten nahm die Baronin die Kaffette, legte sie in das geheime Fach, der Boden schob sich darüber und sprang wieder zu. Dann verschloß sie die Kammode.

„Also, da ist er doch sicher,“ sagte sie zu den Herren. Eigentlich waren aber die Worte an den alten Baron gerichtet.

Mann trat zum Tisch zurück und bemerkte in diesem Augenblicke das Stubenmädchen, das noch in der Tür stand.

„Wollen Sie noch was, Willi?“ fragte sie.

„Ja,“ flötete das Mädchen, „ich — wollt' — nur fragen, ob — gnädigste — Frau Baronin — sich zum Souper — umziehen oder nicht —“

„Nein, ich bleibe in dem Kleid. Zum Umziehen ist keine Zeit mehr.“

Tatsächlich erschien auch in diesem Augenblick der würdige Johann und meldete mit heiserer Grandezza, daß serviert sei.

## II.

Run sah die kleine Gesellschaft in dem großen, bis zur halben Wandhöhe holzgetäfelten Speisesaal, der so hoch war, daß die von der facettierten Decke herabhängenden Lampen nur den Tisch mit Licht überstrahlten. Der übrige Teil des Raumes lag in dämmerndem Schatten.

An der Stirnwand erhob sich ein altes, dunkles, eichengezeichnetes Büfett, von dem der Silberglanz der Familie blinkte. Den in den Park mündenden Fenstern gegenüber befand sich ein riesiger Kamin aus schwarzem Marmor, vor dem ein großes Fischbärenfell lag. Familienbilder hingen an den mit gepreßten Ledertapeten bezogenen Wänden. Aus den schweren, matt gewordenen Goldrahmen blickte manch finstere Antlitz mit Spitzbart und Halskrause, manch heiteres pikantes Gesichtchen unter hoher gepudelter Perücke auf die wunderlichen Nachkommen in den schlichten Kleidern herab.

An der Spitze der Tafel hatte die Baronin Platz genommen, denn der alte Herr war schon seit vielen Jahren Witwer. Ihr gegenüber saß der Vater; zu beiden Seiten hatten der Oberleutnant und Franz Rodenstein die Plätze.

Das Gespräch führten eigentlich ausschließlich der alte Herr und Baron Walden, der Sohn eines Jugend-

freundes und ehemaligen Regimentskameraden des alten Barons.

Der junge Mann mußte seinem Vetter von den Eltern erzählen, von seiner Kindheit, von dem Leben dabei, und so die Erinnerungen des alten Herrn wecken.

„Ja, das war eine andere Zeit, als Dein Vater und ich noch bei den Kürassieren dienten,“ bemerkte kopfnickend der alte Baron. „Da waren die Menschen noch markig. Da hatte man noch Respekt vor der Obrigkeit. Da gingen die Leute noch in die Kirche. Trotzdem aber verachteten sie ein Glas Wein nicht und liebten all-  
Freuden des Lebens.“

In diesem Ton ging es weiter. Das ewige Gespräch alter Leute von der „guten alten Zeit“.

Die junge Frau beteiligte sich fast gar nicht an der Unterhaltung. Mechanisch stocherte sie in den Speisen und blickte nachdenklich vor sich hin.

Auch ihr Vetter schien nicht bei der Sache zu sein. Er aß fast nichts und trank nur hastig einige Gläser Bier.

Plötzlich erhob er sich mit einer Verbeugung gegen seine Cousine.

„Verzeih, daß ich mich zurückziehe, aber mir ist nicht ganz wohl. Ich muß ein wenig hinaus in die Luft.“

„Wo gehst du denn?“ fragte der alte Baron.

„Ich weiß es selbst nicht; wahrscheinlich die Stiege des ganzen Tages.“

„Trink' einen Tee und leg' Dich schlafen!“

„Ja, gewiß. Nur will ich vorher ein bißchen in den Park.“

Baron Franz Rodenstein verließ mit einer noch maligen Verbeugung gegen die Gesellschaft das Zimmer.

„Das kommt vom Stubenhocken!“ knurrte der alte Herr. „Wenn so ein Altknecht einmal aufs Land hinauskommt, ist er gleich kaput.“

„Franz ist doch sonst nicht so. Ich weiß nicht, was er heute hat!“ bemerkte die Baronin, etwas erstaunt über den plötzlichen Ausbruch des Veters.

„Früher als sonst wurde die Tafel aufgehoben.“

Der alte Herr begab sich in den ersten Stod hinauf, wo seine Zimmer lagen.

Der Oberleutnant hatte mit einem Handkuff von der Baronin Abschied genommen und ihr die Worte zugeflüstert:

„Ich komme!“

Mit einem Blick des Einverständnisses schieden die beiden jungen Leute.

Die Nacht war hereingebrochen.

Mann saß in ihrem Schlafzimmer an dem kleinen Rololo-Schreibtisch, der schief in der Ecke stand.

Die kleine, gelblichschleierte Stehlampe warf ihr gedämpftes Licht auf das feingeschnittene Antlitz der jungen Frau.

Es war ein vornehmer, aber kein ruhiges, süßes Gesicht. Die zarte Nase mit den beweglichen Flügeln sprach ebenso von leidenschaftlichem Temperament, wie es das reiche, wellige, fast blauschwarze Haar erraten ließ, das sich lose um das regelmäßige Oval des blassen Gesichtes baute.

Mann saß in einem schmiegsamen, spizenübertreften weißen Kleide vor dem allertümlichen Mahagoni-Sekretär und blickte vor sich hin... lebensvoll, glücksdurstig lächelte das junge Gesicht im goldenen Licht der Lampe.

Von Zeit zu Zeit glitt ihr Blick auf die Uhr. Warum schlichen die Zeiger heute gar so träge? Wollte die ersuchte Stunde nicht kommen?

(Fortsetzung folgt.)

## Stellung als Diener

Lokal, Reisebegleiter

in fürstl., groß. und herrschaftl. Häusern, Treuenschaft, erhalten Leute jeden Berufs 15-20 Jahre alt, nach einmonatiger Ausbildung auf der erstklassigen, bestmögliche, Frankfurter Dienerschule und Service-Lehranstalt

Kotz

Frankfurt a. M. Kernenweg 42. Ueb. 2103 Schül. Ausg. Verl. 801. Preisgr. gratis. Genue auf Firma achten



TEE-Ronnefeldt  
jetzt Goethestrasse 3

Tiefdruckpapiere = Kartons  
liefert billigst  
Jaeger'sche Papierhandlung  
E. Götsch & Cie., Frankfurt a. M., Domplatz.



## Unsere deutschen Truppen in Brüssel.



Die Ereignisse nehmen ihren Lauf. Im Pulverdampf der Schlachtfelder und inmitten der Schrecknisse des Krieges wird um Deutschlands Zukunft gekämpft mit Blut und Eisen. Zu uns, den Zurückbleibenden, kommen in wenigen Zeilen die Ergebnisse tagelanger, blutigen Ringens. Mit einem Feuer und einer Begeisterung drängen unsere Truppen vor, daß uns hier im sicheren Port die Augen übergehen. Erst Lüttich, dann Tirlemont, Perwez und nun die belgische Hauptstadt Brüssel. Der König flieht nach Antwerpen. Weiter kann er nämlich nicht. Das belgische Hauptquartier wurde erst nach Mecheln (siehe Bild) und dann nach Antwerpen zurückgezogen. Heil und Sieg unseren braven Brüdern!



Panorama von Brüssel.



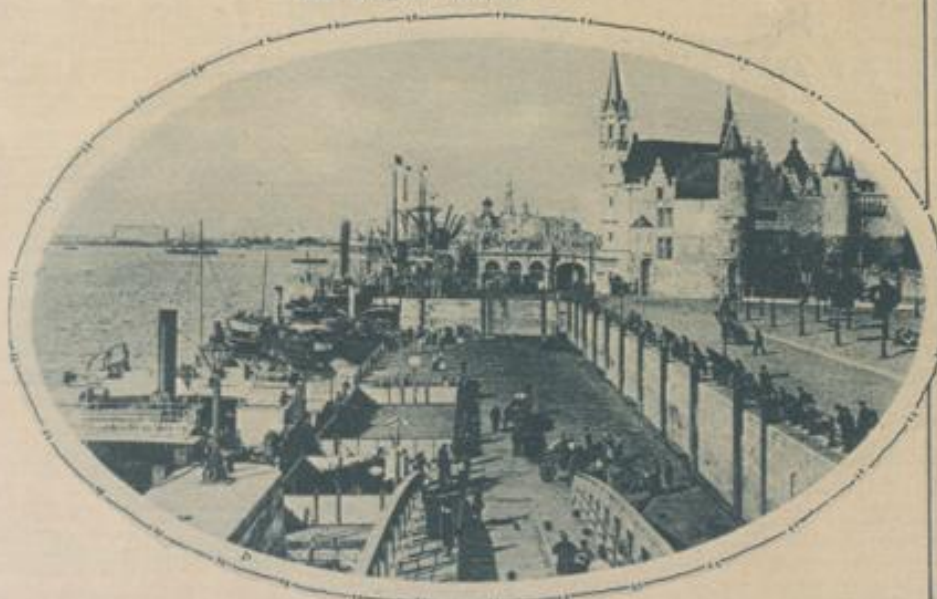
Der Königsplatz in Brüssel.



Das Brüsseler Rathaus.



Panorama von Mecheln, aus dem das belgisch-französische Hauptquartier verdrängt wurde.



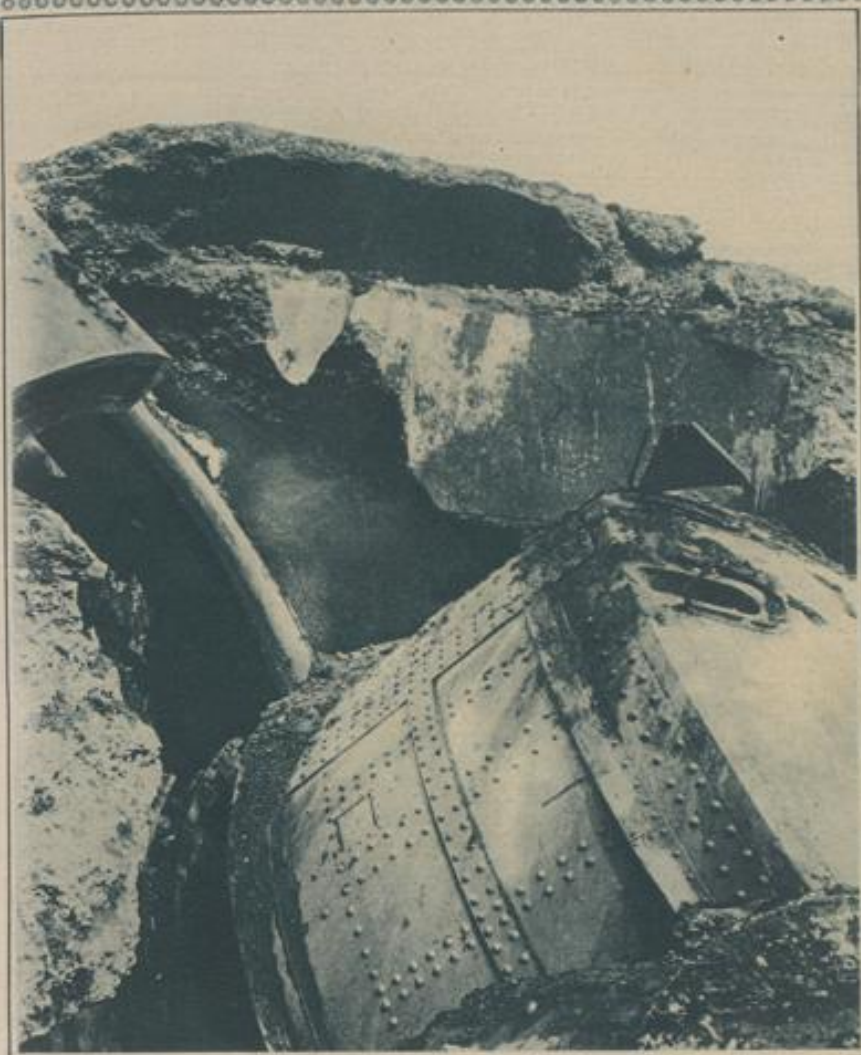
Antwerpen, in das der König und die Regierung flohen.



Phot. Gehr. Gerd. Berlin.



## Zwei deutsche Treffer in einem belgischen Fort.



Wie unsere 42 cm Belagerungsgeschütze auf dem Panzerfort Loucin der Festung Lüttich gewirkt haben.  
Die Bilder zeigen die auseinandergerissenen Panzertürme.



Ein zum Teil zerstörtes belgisches Dorf, dessen Einwohner in unmenschlichster Weise gegen unsere Soldaten, Verwundeten und das Sanitätspersonal vorgehen.

Unaufhaltsam rücken unsere braven Truppen in Belgien weiter vor und hoben unter schwierigen Verhältnissen schöne Siege erröchten. „Vor Namur donnern seit vorgestern die deutschen Geschütze“, heißt es in der amtlichen Depesche. Vielleicht ist es jetzt schon in unseren Händen. Die Belgier haben sich weiter als höchst unkultivierte Feinde erwiesen, sodaß unsere Truppen mehrfach einschreiten mußten. Unsere Aufnahmen geben ein gutes Bild von den Zuständen in Belgien. Sie zeigen ein Dorf, das zerstört werden mußte, weil andauernd aus den Häusern auf unsere Truppen, die Verwundeten und die Ärzte geschossen wurde. Natürlich wurden die Häuser, deren Anfaßen sich nicht vergangen hatten, geschoßt. Man kann



Deutscher Transportwagen auf dem Wege durch das Dorf.

sich die Erregung unserer Soldaten vorstellen über die Bestialität und Rohheit, welche die Belgier hier an den Tag legten. Besonders sind unsere Bilder von den zerstörten Panzertürmen der Lütticher Festung. Die meterhoch eingemauerten, zementierten Türme wurden durch einen einzelnen guten Schuß glatt auseinandergeprengt. Die Hauptsache natürlich sind dabei gute Treffer. Daß diese Schüsse, die unsere Bilder zeigen, „geseßen“ haben, braucht man ja nicht erst zu beweisen. Gut orientierende Bilder von Namur und Dinant haben wir in der 4. Kriegszusammenfassung veröffentlicht, so daß sich der Leser eine Vorstellung von der Lage machen kann, in der jetzt die deutschen Geschütze donnern.



# Schach.

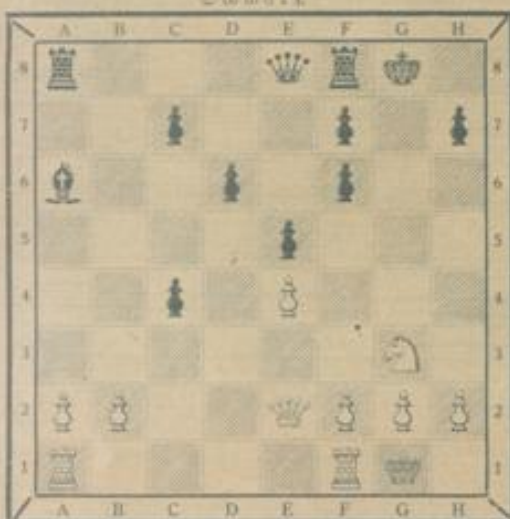
Verarbeitet von J. Wiese.

Alle auf diese Rubrik bezüglichen Anmerkungen mußte man an die Schachredaktion des „Illustrierten Blattes“ richten.

Die nachstehende Partie wurde in der fünften Runde des internationalen Meisterturniers zu Mannheim am 24. Juli gespielt.

## Vierpringerspiel.

**Pol.** **Stamborg.**  
**Schwarz.**  
 1. e2-e4 e7-e5  
 2. Sg1-f3 Sg8-e6  
 3. Sb1-c3 Sg8-f6  
 4. Lf1-h3 Sc6-d4  
 5. Lh3-e4  
 6. d2-d3  
 7. Sc3-a4  
 8. Sf3-d4  
 9. Sd4-e2 e4-d3  
 10. Dd1-d3 Lc5-b6  
 11. 0-0 0-0  
 12. Se2-g3 Dd8-e8  
 13. Se4-b6 a7-b6  
 14. Dd3-e2  
 15. e2-e4 Lc8-a6  
 16. Lc1-g5! b5-c4  
 17. Lg5-f6 g7-d6  
 18. De2-g4+  
 19. Dg4-h4  
 20. Sg3-h5  
 21. Sh5-f6  
 22. Lf1-e1  
 23. Te1-e3 e4-c3  
 24. Te3-g3 Lc8-d7  
 25. Dh4-h6 Ta8-g8  
 26. Dh6-h7+ und Matt im nächsten Zuge.



WeiB.

18. De2-g4+  
 19. Dg4-h4  
 20. Sg3-h5  
 21. Sh5-f6  
 22. Lf1-e1  
 23. Te1-e3 e4-c3  
 24. Te3-g3 Lc8-d7  
 25. Dh4-h6 Ta8-g8  
 26. Dh6-h7+ und Matt im nächsten Zuge.

# Haus und Küche.

**Kastanon ohne Fleisch.** In ein Liter kochenden Wassers löst man drei Maggs-Boillonnwürfel auf, löst die Kastanon mit Salz darin gar, kocht mit kaltem Wasser abgedreht abtropfen, gießt eine dicke Pechmelssauce darüber, streut reichlich Parmesanlase darauf und richtet sie auf heißer Platte an. In der Brühe kocht man einen Kuchelstein fein geschnitten am Abend auf und gibt zerstoßene Zwiebelbrocken hinein, kocht einige Tomaten mit einer Zwiebel darin, um ebenfalls Brocken beim Anrichten beizufügen.

**Einfache gute Soufflace.** Etwa 10 Gramm Butter oder Pflanzenbutter erhitzt man, schneidet eine halbe Zwiebel fein hinein und brät sie mit 50 Gramm Mehl in dem Fett gar. Man verrührt die Einbreche mit soviel kochendem Wasser, daß eine gebundene Sauce entsteht, gibt einige Eßlöffel Zeit und einige Löffel süße Zahne zu und nimmt die Sauce dann sofort vom Feuer, da sie nicht mehr kochen darf. Sie wird mit Salz, Pfeffer und etwas Zitronensaft abgeschmeckt und sofort angerichtet.

**Holunderbeeren.** bereitet man aus recht reifen Beeren, die man mit wenig Wasser, etwas Zitronen- und Zitronensaft nach Belieben zerlegt, durch ein Sieb treibt und zu heißem Wasser einfüßt, das im Winter zu Suppen verflüssigt oder bei Erfränkungen mit heißem Wasser verrührt als Tee gereicht, von sehr heilsamer, weil Schweiß treibender Wirkung ist.

**Holunderast ohne Zucker.** aus den reifen Beeren bereitet und im Frühjahr mit Honig in heißem Wasser aufgelöst und abends als Tee getrunken, ist ein erprobtes Blutreinigungsmittel.

**Als „falsche Kapern“** werden die unreifen, noch grünen Beeren des Holunders in Essig und Salz eingelegt. Man kocht den Essig auf und füllt ihn über die eingesetzten Beeren. Zwei Tage später kocht man ihn nochmals auf, gießt ihn abermals heiß darüber, läßt erkalten und verbindet die Gläser mit Pergamentpapier.

**Getrocknete Holunderbeeren.** in der Sonne unabgewaschen getrocknet und in Leinwandbeuteln aufbewahrt, sind eine unerlässliche Beigabe zu manchem Wildbraten. Bei ansteigenden Krankheiten sind sie sowohl ein vorzügliches Desinfektionsmittel, wenn man sie auf glühende Kohlen schüttet, die man auf einer Schüssel ins Zimmer stellt, wie auch ein Schutzmittel gegen die Krankheit selbst für die Pflegerin des Kranken, wenn sie am Krankenbett ständig zerhackte Holunderbeeren im Munde behält. Ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen sollten deshalb Blüten und Früchte des Holunderbaumes wieder wie früher von jeder Hausfrau geschätzt und gewürdigt werden.

..

## Praktische Winke.

**Teersfede,** die man nicht selten in die Kleidung bekommt, entfernt man, wenn man sie mit Terpentinöl anfeuchtet, mit Seife einreibt und mit nicht zu feuchter alter Zahnbürste ausreibt.

**Um den Kesselstein aus Teekesseln zu entfernen,** kocht man in diesen Kartoffeln mit der Schale zu, wobei der Kesselstein sich löst, um mit dem Pott entfernt werden zu können.

## Kombinierter Kesselsprung.

Aufgang: Je ein Feld über oder gerade überfahren und Konstat.

|        |       |       |       |         |        |        |
|--------|-------|-------|-------|---------|--------|--------|
| nicht  | und   | ab    | vor   | raum    | erst   | ih     |
| hand   | nie   | die   | Kugel | best    | ih     | wunde  |
| die    | leid  | dich  | dich  | leben   | müß    | dod    |
| stafa  | dah   | die   | er    | dah     | arq    | die    |
| Freude | wenn  | he    | he    | erden   | und    | ver    |
| gen    | und   | ge    | ben   | he      | gih    | hoffen |
| he     | gedul | grühe | die   | schmüdt | tragen | das    |

## Dexierbild.



Wo ist der Eigentümer des Reisepäckes?

## Sternrätsel.

Die Sternchen sind durch je einen Buchstaben zu ersetzen. Es sind vier Wörter zu finden mit dem gemeinsamen Mittelbuchstaben „s“. Die erste Reihe bezeichnet dann einen mythologischen Namen, Reihe 2 einen Kompositum, Reihe 3 ein kleines Haustier, Reihe 4 einen Wochentag. Die Anfangsbuchstaben der Wörter nennen einen Gott.

3 4  
 \* \*  
 \* \*  
 \* \*  
 \* \*  
 \* \*  
 \* \*  
 1 2

## Auflösungen.

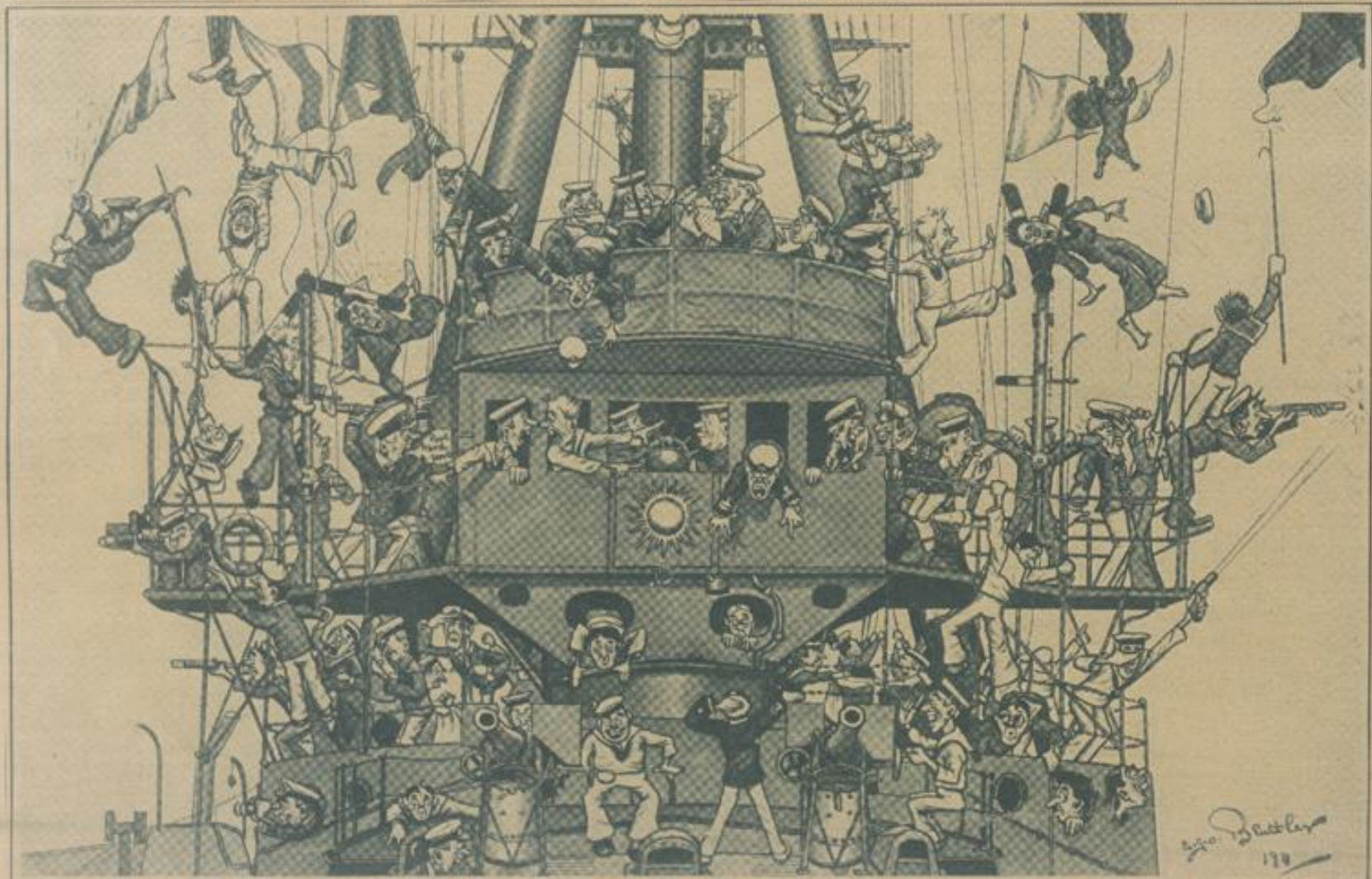
### Rebus.

Das wahre Glück ist die Genügsamkeit, Und die Genügsamkeit hat überall genug.

### Rätsel.

Hing — Rang.

Rachdruck verboten.



Englische Karikaturen von einem Engländer: Ein Zeppelin in Sicht!

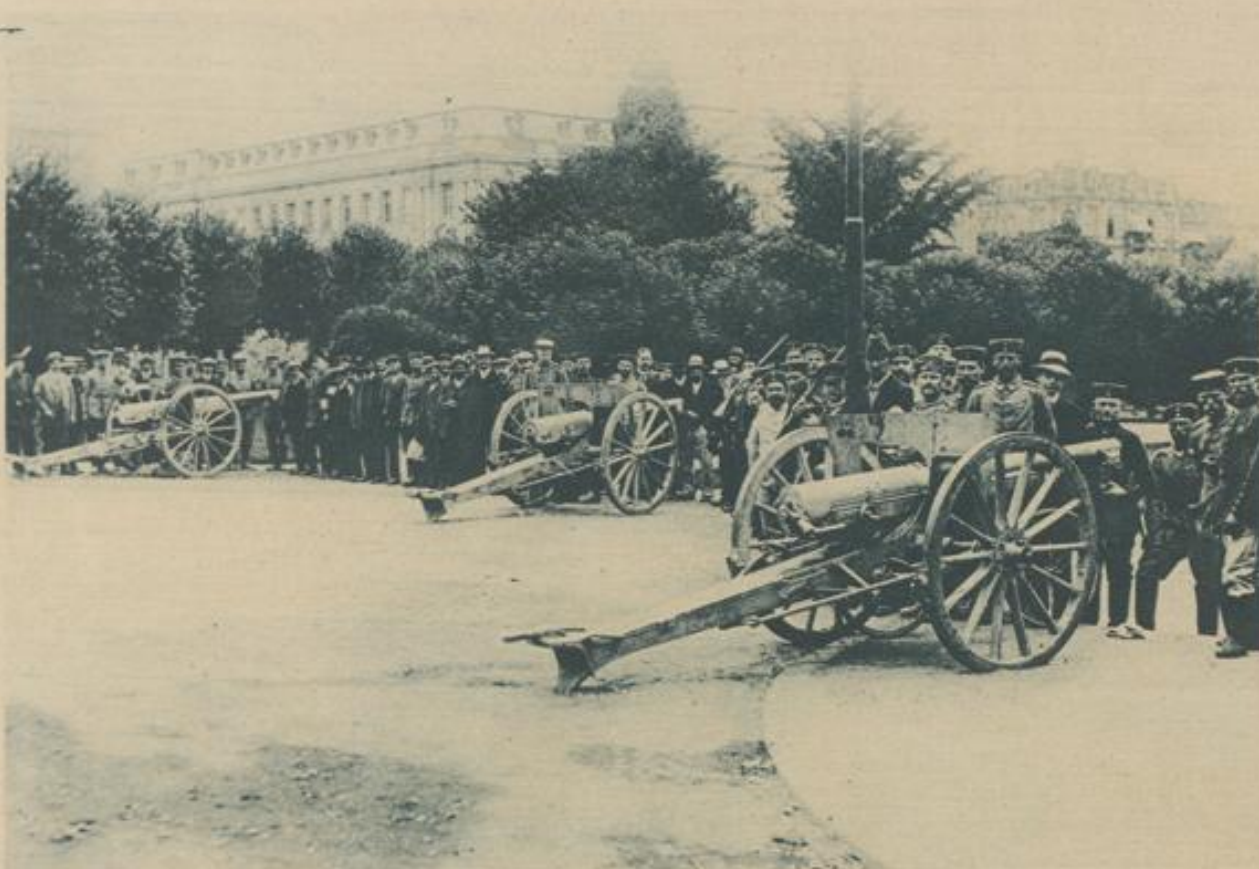






## Der Vormarsch im Westen. — Die Japaner auf dem Kriegspfad.

Der erste große entscheidende Sieg ist auf dem westlichen Kriegsschauplatz errungen. Nördlich von Metz hat der deutsche Kronprinz mit seiner Armee zu beiden Seiten von Longwy vorgehend, den Feind siegreich geworfen und in Lothringen hat die Armee unter Führung des Kronprinzen von Bayern den geschlagenen Feind so stürmisch verfolgt, daß bereits die Linie Blamont-Lunéville (siehe Karte) erreicht ist. Der Sieg von Metz (Wilder der Stadt und der Umgebung siehe Seite 9) wird auch nach außen hin seine Wirkung nicht verfehlen. Es gibt ja immer noch einige unsichere Kantonnisten, die offenbar warten, wie die Sache ausgeht und sich danach zu richten gedenken. Unsere tapferen Soldaten haben eine riesige Arbeit geleistet. Stellenweise sind sie ohne Artilleriebeschütz vorgegangen und haben wichtige feindliche Positionen im Sturm genommen. „Sie



Die ersten eroberten französischen Geschütze in Straßburg.

werfen alles über den Haufen,“ heißt es in den militärischen Berichten. Die Gefangenen, die wir gemacht haben, dürften hier auf weit mehr als 10 000 Mann belaufen. Wichtig ist die Eroberung einer so großen Anzahl von Geschützen (über 200). Ein erheblicher Bestand der französischen Armee ist jetzt geschlagen und in Unordnung gebracht worden. Und nun ist unter XXI. Armeekorps nach den letzten Nachrichten bereits in Lunéville eingezogen. Der Geist der französischen Truppen zeigt, wie der Kriegsskorpion der „Frankfurter Zeitung“ meldet, bereits ein Nachgeben, obwohl sie sich tapfer geschlagen haben. Bei der eigenartigen Psychologie der französischen Rasse ist das verständlich. Sie wollten in acht Tagen in Berlin sein und sind jetzt schon an der Grenze mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Das können sie nicht vertragen.

Phot. H. Gersch. Berlin

Phot. Gebrüder Gerd. Berlin.  
Das japanische Flaggschiff „Shikishima“.

„Auf die Forderungen Japans haben wir keinerlei Antwort zu geben.“

Wir wollen keine Bilder von unserer schönen Kolonie bringen, um unseren Lesern das Herz nicht schwer zu machen. Wollen dafür aber, um recht deutlich zu zeigen, wie Unbarm der Welt Lohn ist einige militärische Bilder unserer neuesten Feinde — wann kommen die allerneuesten? — wiedergeben. Sie beweisen deutlich, wo die Japaner gelernt haben, solche Schiffe zu bauen und ihre Infanterie so auszubilden. Nun wird es wohl eine gute lange Reihe von Jahren dauern, ehe wir diese kalten Gesellen mit ihren Fischseelen und

Phot. Berliner Illust.-Gesellschaft.  
1897 — Kiautschou — 1914.Phot. Gerd. Berlin.  
Japanische Soldaten in der Feuerlinie.

ihrer asiatischen Begriffen von Ehre und Gewissen wieder in unsere Kliniken, unsere Fabriken, Werke und Hörsäle hineinlassen. Die Generation ist jedenfalls noch nicht geboren, die das wieder erlebt. Die Welt ist schamlos geworden. So offenkundig schamlos, daß all die schönrednerische Höflichkeit zwischen den Nationen vor diesem Kriege wie eine üble Farce erscheint. Wir sind vertrauensselig gewesen, das liegt in unserer Rasse, aber eine so getäuschte Vertrauensseligkeit schlägt in das Gegenteil um. Unsere Gegner bekommen das zu fühlen und werden es noch lange, lange zu fühlen haben.